

Ronya Othmann: „Vierundsiebzig“

## Die Nähte auftrennen

Von Tobias Lehmkuhl

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 10.03.2024

**Ergreifendes Memoir und Baustein einer Gewaltgeschichte des 21. Jahrhunderts: Ronya Othmann, Tochter eines Jesiden und einer Deutschen, erfindet in „Vierundsiebzig“ die Form des Romans neu und lässt uns teilhaben an einer Reise in die Geschichte und Gegenwart des jesidischen Volkes.**

Die Sommer sind heiß in Kurdistan, und da Schlangen Hitze mögen, muss man aufpassen: Wer aus dem Haus geht und durchs Gras, sollte feste Schuhe tragen. So warnt die Großmutter ihre Enkelin Leyla immer wieder. Die Großmutter in Ronya Othmanns Roman „Die Sommer“ ist ganz mit der Erde und dem Haus verwachsen, einem kleinen Gehöft im Weiler Tell Kathun direkt an der Grenze Syriens zur Türkei. Es ist für die Enkelin, die alljährlich in den großen Ferien aus Deutschland zu Besuch kommt, ein magischer Ort, ein Ort, den sie katalogisiert hätte, hätte sie gewusst, was kommen würde: Jedes Haus, jeden Stein, jede Pflanze, alles hätte sie abfotografiert.

### Das Rätsel der Schlange

In Othmanns neuem Roman, „Vierundsiebzig“, gibt es dieses Dorf nur noch in der Erinnerung, in „Vierundsiebzig“ gibt es auch kein Alter Ego namens Leyla mehr. Hier spricht Ronya, deren Name im Kurdischen eben so ausgesprochen wird, mit weichem R und langem O. Die Schlangen der sommerlichen Heimat aber sind, zumindest in Gedanken, nach wie vor präsent.

„Wir gehen zwischen abgeernteten Tomatenfeldern entlang. Die Sonne versinkt glimmend und glühend hinter den Hügeln.

Zikaden zirpen. Ich ermahne mich, auf meine Schritte zu achten, wie meine Großmutter mich immer ermahnt hat, wenn ich durch die Felder ging: wegen der Schlangen und Skorpione. Am Rand der Felder stoßen wir auf ausgebleichen blaue UNHCR-Zelte, doch hier ist kein Camp. Aus den Zelten dringt Kindergeschrei, Hühnergegacker.“

Ob Ronya oder Leyla tatsächlich einmal einer lebenden Schlange begegnet sind, erfahren wir nicht. In „Vierundsiebzig“ aber trifft Ronya auf eine Schlange aus Stein. Es handelt sich um ein Relief am Tempel von Lalish, dem zentralen Heiligtum der Jesiden, eine schwarze Schlange, die schon dem britischen Archäologen Layard Mitte des 19. Jahrhunderts aufgefallen ist, wobei ihm die Jesiden, so schreibt er, versichert hätten, dass die Schlange

Ronya Othmann

Vierundsiebzig

Rowohlt Verlag, Hamburg

512 Seiten

26 Euro

gar keine besondere Bedeutung habe. Eine erstaunliche Behauptung. Auch Gertrude Bell, die berühmte Reisende zu Beginn des 20. Jahrhunderts, bringt nichts weiter über die schwarze Schlange in Erfahrung.

Die Religion der Jesiden kennt keine heilige Schrift, man kann nicht zu ihr konvertieren; Jeside ist nur, wer jesidische Eltern hat. Die Dinge, scheint es, sind seit Jahrtausenden gesetzt und brauchen keine weitere Erklärung.

### **Tempel und Hammer**

Aber die Jesiden sind auch, wenn nicht seit Jahrtausenden, so doch seit langer Zeit gefährdet. „Vierundsiebzig“ heißt Ronya Othmanns Buch nach der Bezeichnung für den „Ferman“, den Genozid von 2014. Es ist in der Zählung der Jesiden der 74. Ferman, das 74. Massaker, der 74. Versuch, das Volk der Jesiden und ihre Religion auszulöschen. Den Islamisten gelten sie als Ungläubige und Teufelsanbeter. Als der IS 2014 in den Nordirak vorrückte und am 3. August in die Shingal-Region einfiel, wollte er nicht nur die Jesiden, sondern auch ihre Geschichte vernichten.

Othmann berichtet, wie sie 2018 einen alten Friedhof besucht und zum ersten Mal in ihrem Leben jesidische Tempelanlagen mit den typischen kegelförmigen Dächern und dem Sonnenemblem sieht. Im Dorf ihrer Großeltern, ein paar Kilometer weiter westlich, in Syrien, hielt man alles Jesidische versteckt. Dort hatte sie so etwas nie gesehen.

„Aber hier, in diesem Land, aus dem man uns vertrieb, wo man uns tötete, unsere Tempelanlagen sprengte. 92 êzîdische Stätten soll der IS zerstört haben – und nicht nur sie, sondern auch die Erinnerung daran, dass es sie je gegeben hat. Das Video, wie sie mit Pressluft- und Vorschlaghammern durch das Mossul-Museum zogen, eine Statue nach der anderen vom Sockel stürzten, zertrümmerten, was mehr als viertausend Jahre gehalten hatte, habe ich mir wieder und wieder angesehen, bis ich es fast auswendig konnte. Ich wusste, wann die Musik einsetzte, wann das Bild ins Stocken geraten würde, wann die Kämpfer ihre Hammer heben, synchron, in Zeitlupe, wann ihre Bewegungen fast einfrieren und sie mit den Hammern auf die umgestürzte Statue zu ihren Füßen einschlagen würden, bis das Video wieder in normalem Tempo weiterlief.“

### **Eine Sprache finden**

„Roman“ steht auf dem Umschlag von „Vierundsiebzig“, dabei denkt man im ersten Moment: Alles andere ist dieses Buch, nur kein Roman: ein Reisebericht, eine Autobiografie, eine Reportage, ein Essay. Ein Roman, so meint man, hat erfundene Figuren und eine fiktive Handlung. Nichts davon in „Vierundsiebzig“. Die Erzählerin ist zweifellos mit der Autorin identisch, und wovon sie erzählt, ist bis in den letzten Kieselstein hinein eine wahre Geschichte. Man kann die Koordinaten des Dorfes der Großeltern in den Computer eingeben und bekommt ein Satellitenbild genau dieses Dorfes. Man kann nach den Videos der Verwüstung des Mossul-Museums suchen und wird sie finden. Man könnte auch nach ganz anderen Videos suchen, von denen Ronya Othmann erzählt, Videos von Hinrichtungen und Enthauptungen, und man kann Prozessberichte über den Fall Jennifer W. nachlesen, die als Frau eines IS-Kämpfers Mitschuld daran trug, dass ein fünfjähriges jesidisches Mädchen, angekettet in praller Mittagssonne, verdurstete. Man möchte das nur vielleicht nicht. Weil es so schrecklich ist. Und man tut es nicht, weil man die Wahl hat.

Ronya Othmann, obwohl sie einen deutschen Pass besitzt und seit 2014 im sicheren Leipzig lebt, Ronya Othman, das spricht aus jedem Satz und jedem Wort in „Vierundsiebzig“, hat keine Wahl. Sie muss die sich Videos ansehen, muss selbst nach Kurdistan reisen und sich ein Bild machen, muss den Prozess von Jennifer W. besuchen und dabei sein, als der Deutsche Bundestag den Völkermord von 2014 als solchen anerkennt. All das, spürt Othmann, ist Teil von ihr, das weiß sie seit dem 3. August jenes Jahres mehr denn je. Seither versucht sie für ihre Geschichte, die eine Geschichte ihrer Familie und ihres Volkes ist, eine Sprache zu finden.

„Versuche ich zu schreiben, ist es, als würde ich einzelne Stücke zusammennähen. Schreibe ich über das Lachen meines Vaters, wenn er vom türkischen Gefängnis erzählt, schreibe ich über mein Lachen, wenn eine Freundin mich fragt, wie die Situation für die Êzîden gerade sei, bringe ich das eine mit dem anderen in Verbindung. Mein Vater aber war 1980 im türkischen Gefängnis, ich war 2018 im Irak, vier Jahre nach dem Genozid. Das türkische Gefängnis und der Genozid. Das sind zwei verschiedene Dinge. Ich trenne die Nähte wieder auf und fange von vorne an.“

### **Das Genre Roman neu erfinden**

Auf eine gewisse Weise handelt es sich bei „Vierundsiebzig“ also durchaus um einen Roman, denn Othmann erzählt nicht chronologisch, wie man es bei einem Reisebericht oder einer Autobiografie erwarten würde. Sie argumentiert nicht, zielt nicht auf Ideen oder wissenschaftliche Erkenntnisse, wie es kennzeichnend für einen Essay wäre, und sie ist alles andere als eine neutrale Beobachterin, sie schreibt eindeutig keine klassische Reportage, obwohl sie sich immer wieder als Journalistin bezeichnet und in den Irak fährt, nicht zuletzt um Interviews mit Überlebenden des Genozids zu führen. Nein, sie sucht über mehr als 500 Seiten hinweg nach einer eigenen Sprache und einer eigenen Form, und darin ist „Vierundsiebzig“ ein Roman im emphatischen Sinn. Denn jeder gute Roman erfindet in sich selbst das Genre neu.

„Ich schreibe. Und später traue ich dem nicht mehr. Ich traue dem Wir nicht mehr, und ich traue dem Ich nicht mehr. Ich schreibe, und wenn ich etwas aufgeschrieben habe, denke ich, das ist die Wahrheit. Und dann lese ich es wieder und denke, man müsste es noch ein zweites Mal schreiben, und ich schreibe es ein zweites Mal und denke, so ist es richtig, und dann lese ich es, und nachdem ich es gelesen habe, denke ich, obwohl alles daran stimmt, ist es nicht die Wahrheit.“

In Ronya Othmanns Roman geht es um einen Prozess der Präzisierung, um ein genaueres Sehen, ein genaueres Verstehen, ein Verstehen dessen, was im Irak 2014 passiert ist, aber auch ein Verstehen dessen, was mit der Autorin selbst geschehen ist, als sie um ihre Verwandten, um die geliebte Großmutter fürchten muss. Othmann selbst ist irritiert über die enge Verbindung und Identifizierung mit dem jesidischen Volk, dem sie, aus orthodoxer Sicht als Tochter einer Deutschen, gar nicht angehört. Aber anders als ihr Vater, der durch und durch Atheist ist und die Religion seiner Eltern für Aberglauben hält, wird Othmann von der Symbolik, den Traditionen und den wenigen verbliebenen Heiligtümern des Jesidentums angezogen.

Das geschieht im Zuge der Reise, die sie 2018 in den Irak unternimmt, eine Reise, die sie zuerst in den Nordirak, in die Gegend von Erbil führt, und die sie später nach Shingal, dem Zentrum des Genozids führen soll. Aber der Prozess der Präzisierung, der Beobachtung und Selbstbeobachtung setzt nicht erst hinter der Grenze ein. Auch ihr Leben in Leipzig ist immer wieder Gegenstand der Betrachtung. Es scheint, als wolle sie das Projekt der Katalogisierung, dass sie sich nachträglich für das Dorf ihrer Großeltern gewünscht hätte, nun, auf eine gewisse Weise, nachholen.

„In Kurdistan war ich nicht alleine. In Deutschland kann ich nicht weinen. Ich bin zurück und kann nicht weinen. Wochenlang weine ich nicht. Ich gehe in die Seminare im Literaturinstitut. Ich lese die Texte. Ich lese die Texte nicht. Ich gehe in die Mensa. Die Redakteurin ruft an und fragt, ob ich einen Text über einen Stadtteil von Leipzig schreiben will. Ich sage ja. Bevor ich nach Hause fahre, gehe ich einkaufen. Waschmittel, Gemüse, Milch, Katzenfutter. Ich bin langsam. Ich gehe durch den Supermarkt, vor den Regalen auf und ab. Meine Tasche ist voll. Ich habe das Gefühl, irgendetwas vergessen zu haben.“

### **Aus Sprache gebaute Landschaften**

Natürlich steckt hinter der protokollartigen Aufzählung von Dingen und Tätigkeiten auch der Versuch, Ordnung in die eigene Welt zu bringen. Paradoxerweise evoziert Othmann aber gerade durch den Verzicht auf jegliches Fabulieren eine eigene Welt. Listen haben seit je ihre ganz eigene Kraft, und wenn die Autorin immer wieder notiert, was sie sieht und was sie während ihrer Reise durch Kurdistan geradezu manisch fotografiert, dann entstehen im Kopf des Lesers weite, aus Sprache gebaute Landschaften, auch wenn ihm die Ortsnamen gar nichts sagen und er diese gleich wieder vergessen hat.

„Einen halben Tag lang sitzen wir im Auto. Wir fahren nach Norden, über Ranya, Shaqlawa, dann nach Westen. Wir halten an einem Kiosk, kaufen Wasser, Chips, Tiger-Energy-Dosen. Aus dem Fenster fotografiere ich die Landschaft, durch die wir fahren. Ich fotografiere strohige Hügel, auf denen grüne Olivenbäume stehen. Ich fotografiere spärlich bewachsene Berge, kahle Hänge, darüber ein blauer Himmel. Ich fotografiere Strommasten, die sich durch die weite Landschaft ziehen. Ich fotografiere einen langen und breiten Betonbau, der weiträumig von Stacheldraht umzäunt ist. Als ich danach frage, sagt Tante Adar, es sei ein Gefängnis.“

Es gibt vier Ebenen in diesem Roman: Das Leben der Autorin in Leipzig, ihre Reisen nach Kurdistan, ihren Bericht über den Prozess gegen Jennifer W. und ihre Lektüre von historischen Reiseberichten. Man könnte sagen, dass die poetologischen Reflexionen, die Hinterfragung des eigenen Schreibens eine zusätzliche fünfte Ebene bilden. Im Zentrum aber steht auch quantitativ die Reise von 2018.

Othmann unternimmt sie gemeinsam mit ihrem Vater, der einst im türkischen Gefängnis saß, und ihr, da er Hocharabisch spricht, als eine Art Führer dient. Er ist auch unerlässliche Begleitung in einer Region, in der Frauen, insbesondere junge Frauen – Othmann ist Jahrgang 1993 – nicht alleine reisen können.

Nachdem sie die Region seit dem Genozid 2014 vier Jahre lang nicht hat besuchen können, trägt die Reise, auch wenn sie den Besuch von Flüchtlingscamps einschließt, Züge einer Heimkehr. Ja mehr als das: Es ist, als würde Othmann die Berge und Ebenen mit ganz neuen Augen sehen, als hätten die Erfahrungen der Jahre seit 2014 zu einer ganz neuen Verbundenheit mit diesem Teil ihrer Geschichte geführt.

„Die Landschaft ist weit und flach. Eine Landschaft, in der man sich nicht verstecken kann, notiere ich. Es ist acht Uhr morgens, notiere ich. Wir fahren nach Südwesten, an der syrischen Grenze entlang, erreichen die Ausläufer des Shingal-Gebirges. Eine schöne Landschaft, notiere ich. Die Farben. Ich fotografiere eine weite ockerfarbene Ebene, aus der sich kahle Berge erheben. Ich fotografiere graphitgraue, staubbraune Berge, Felsschraffierungen, als hätte sie jemand gezeichnet. Eine Schafherde, die eine Straße überquert. Ein weiter Himmel mit zarten, bauschigen Wolken.“

### **Ringens um eigene Sprache und Form**

Es liegt ein Frieden in diesen Beschreibungen, der quer steht zu der Geschichte, von der die Region gezeichnet ist. Als die Terroristen des IS am 3. August 2014 in den Shingal vordringen, beginnt für die Menschen, denen es nicht gelingt zu fliehen, eine Zeit des Grauens und des Schreckens: Die Männer werden getötet, die Frauen vergewaltigt und mit ihren Kindern versklavt. Das fünfjährige Mädchen, das angekettet im Hof von Jennifer W. verdurstet, während ihre Mutter im Haus von Jennifer W.s Mann geschlagen wird, war in der Vornacht noch an einen anderen IS-Terroristen zum Missbrauch ausgeliehen worden. Othmann, die überlegt, ob sie sich um ein Interview mit der Angeklagten bemühen soll, kommt zu dem Schluss, dass es zwischen ihnen keine gemeinsame Sprache geben kann.

Man kann auch sagen, dass Othmann nach dem Roman „Die Sommer“ und dem Gedichtband „die verbrechen“, für „Vierundsiebzig“ noch einmal ganz neu angesetzt hat; dass „Vierundsiebzig“ gerade deshalb ein so starkes Werk ist, weil ihm konsequent das Ringens um eine eigene Sprache und Form eingeschrieben ist. Immer wieder setzt Othmann neu an, aber diese Neuansätze haben nichts Mäanderndes an sich, sie geben dem Text vielmehr einen eigenen, sehr prägnanten Rhythmus.

„Ich schreibe: Ich will das Ich aus meinem Text streichen. Ich will jemanden anrufen, dem ich erzählen kann, dass ich das Ich nicht ertrage. Ich denke darüber nach, während ich den Feldweg entlanggehe. Dass ich mich dafür schäme, obwohl Scham nicht ganz das richtige Wort ist. Ich schäme mich nicht, ich halte es schlichtweg für unanständig, Ich zu sagen. Schließlich ist meine Haut unversehrt, und niemand hat mir Gewalt angetan. Vielleicht sind es Alltäglichkeiten, mein Durch-die-Felder-Streifen, mein Ins-Café-Gehen, mein Von-der-Bibliothek-in-der-Straßenbahn-nach-Hause-Fahren. Ihre Nachbarschaft in diesem Text mit den Verbrechen. Pietätlos, wie das Verletzen von Trauergeboten. Vielleicht, schiebe ich hinterher.“

Ronya Othmanns Beschreibungen mäandern nicht, sie haben sowohl ein inneres Ziel – eine Sprache zu finden – als auch ein äußeres Ziel: den Shingal, der Ort, an dem der Genozid das größte Ausmaß annahm. Aber in den Shingal zu gelangen, ist nicht einfach; sein Status zwischen dem Irak und der Autonomen Region Kurdistan ist ungeklärt; ein Visum zu erhalten gleicht dem Versuch Josef K.s, Einlass ins Schloss zu finden.

Ein erster Versuch, von Erbil aus in das Gebiet zu kommen, scheitert am vierten Checkpoint. Bleibt der Flug nach Bagdad und eine erneute lange Autofahrt. Schließlich kommt das Shingal-Gebirge in Sicht, das Gebirge, in das sich viele Jesiden flüchteten, um dort dann zu verhungern und zu verdursten. Othmann und ihre Begleiter halten in einem Dorf, in das sich Othmanns Großeltern geflüchtet hatten, als sie einst aus Batman in der Türkei vertrieben wurden, bevor sie dann auch dieses Dorf wieder verlassen mussten.

„Mein Vater ruft aus dem Auto meinen Namen. Ich soll zurückkommen. Wir müssen weiter. Es ist schon Spätnachmittag, und wir haben das Gebirge noch vor uns. Bevor ich zurück zum Auto gehe, bücke ich mich, hebe schnell einen Stein vom Boden auf und stecke ihn in meine Hosentasche. Ich bemühe mich, es beiläufig zu tun. Doch als ich zurück im Auto bin, sagt Mam Ibrahim: Ich habe gesehen, du hast einen Stein genommen. Und mein Vater sagt: Du hast einen Stein mitgenommen. Und ich nicke, und weil mir die Tränen in die Augen schießen, sehe ich aus dem Fenster.“

### **Ein Stein als Zeichen**

Zu Anfang ihrer Reise war Othmann in einem Flüchtlingscamp einer alten Frau begegnet, die nicht mehr sprach, keinerlei Anteil an ihrer Umgebung nahm, aber einen einfachen Stein in den Händen barg, den sie nicht mehr losließ. Jetzt, am Ende der Reise, am Ende dieses so persönlichen und berührenden Romans, der zudem die Frage, wie man über Krieg und Völkermord schreiben kann, auf ganz eigene und zwingende Weise beantwortet, am Ende hält Othmann selbst einen Stein in den Händen, einen Stein, der schon dalag, als ihre Großmutter an diesem Ort lebte. Er ist ein Zeichen der Kontinuität, ein Zeichen der Verbundenheit der Jesiden mit dieser Landschaft. Ein Zeichen aber auch für die nicht enden wollende Geschichte des Mordens und der Vertreibung.